

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 8 (1904-1905)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Der Geiger [Schluss folgt]  
**Autor:** Zahn, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664591>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

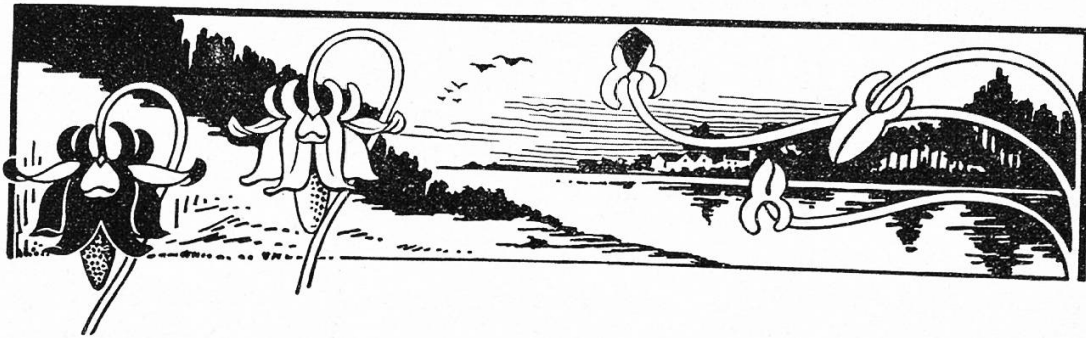
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Mir ist zu Mut . . .

Mir ist zu Mut wie einer Sternennacht,  
 Mir ist so still zu Mut.  
 Mein Stürmen hab' ich all zu Schlaf gebracht  
 Und all mein heißes Blut.

Mir ist zu Mut, als hätten Engel sich  
 Gefügt an dieser Stätte.  
 Mir ist so still zu Mut, als ob für mich  
 Jemand gebetet hätte.

Hans Limbach, Zürich.

## Der Geiger.

Von Ernst Zahn, Göschenen.

Alplen ist das letzte Dorf an der Bergstraße, die im Zickzack bis unter den ewigen Schnee hinaufflettert, zwischen zwei Gletschern sich hindurchdrängt und in ein anderes Hochtal hinunterleitet. Das Dorf besteht aus zwei Häuserreihen, eine hierseits, eine jenseits der Straße. Die Häuser haben grauverputzte Mauern oder wetterdunkle Holzwände, die dazwischen stehenden Ställe zeigen nur die kaum behauenen ungefügten Granitblöcke, zu Wänden geschichtet und mit schlechtem Mörtel notdürftig verbunden. Gaden, Häuser und Kirche haben aber eines gemeinsam: Die schwarzen faulenden Schindeldächer und die weißen schimmernden Flicke darin. Die Flicke sind das einzige Neue an dem alten Dorf, vergehen immer wieder im Wetter und Sturm wie der Schnee und tauchen da und dort wieder auf, wo eben just ein Bauer die schlimmsten Stellen im Dach gefunden und geheilt hat.

Das Hochtal ist öde und baumlos. Im Sommer deckt weiche grüne Alpe ein Paar dem Dorf nahe Berghänge, ein paar andere sind Wüsten aus grauen Granittrümmern. Im Winter ist ein einheitliches flimmerndes Weiß über die gletschernaher Welt gelegt und das Dorf liegt begraben und versunken inmitten. Aber Sommer wie Winter schauen die Könige des Hochgebirgs, schneereiche Häupter unterm Himmel herab auf das einsame Alplen.

Nun könnte das Dorf in seiner Einsamkeit ruhen bleiben, die von Alpen würden es nicht zürnen; denn so groß ihre Berge sind, so klein ist ihr Hochmut und sie kümmern sich um die Welt nicht; so brauchte sich die Welt nicht um sie zu kümmern — wenn die Merkwürdigkeit nicht wäre, daß die von Alpen den Geiger hören.

Der Simmen, der Bergführer, der am Montag mit einem Fremden auf dem Galenstock gewesen ist, hat ihn gehört und heute sind dem Renner-Wiesl seine Kinder, die in die Alpenrosen ausgewiesen, mit bleichen Gesichtern ins Dorf zurück gefahren: „Jesses, er geigt droben in der Inneralp, der Troger-Jakob! Jesses, wir fürchten uns so!“

Aber es will alles der Reihe und Ordnung nach erzählt sein. Die Renner-Kinder kennen den Troger-Jakob gar nicht, der Simmen aber, der vierzigjährige, kann ihn wohl kennen. Seine Zeit hat der Troger-Jakob gehabt als der Simmen ein zehnjähriger Bub war und der Troger war damals um die zwanzig.

Wo vom Berg die Straße in das Dorf mündet, ist eine kleine unscheinbare Brücke. Ein schmaler Wildbach führt darunter vorbei der Riß zu. Die eine Brückenmauer aber hört am Bach selbst nicht auf, sondern setzt sich fort, bis sie auf ein niedriges, sauberes graues Haus stößt. Es hat zwei Stockwerke; in zwei Schritten gelangt einer von der Straße in Flur und Stube des Erdgeschosses. Großtun kann das Haus mit nichts, anders als an den andern Häusern sind nur seine Fensterladen. Sie sind alt und verwettert, aber die breiten schwarzen und gelben Striche, mit denen sie quer bemalt waren, sind noch zu erkennen; sie zeigen an, daß das Haus früher ein Staatsgebäude gewesen; vielleicht hat da einmal ein Zolleinnehmer gewohnt. Jetzt heißt es das Trogerhaus und weil keine Troger mehr da sind, zerfällt es. Das rechte Trogerhaus aber war es vor dreißig Jahren.

Vor einigen dreißig Jahren und an irgend einem Sonntag saß auf der Mauer zwischen Haus und Brücke ein junger schlanker Mensch, hatte das eine Knie auf der Mauer liegen und das andere Bein auf den Boden gestemmt und spielte die Geige. Schlank sein heißt da oben nicht fein und biegsam sein wie in den Städten. Der Troger-Jakob war nur gerade und schmal gewachsen, seine Knochen aber waren so hart wie Bauernknochen sind, und der schwere, fettige Schuh, der breit am Boden stand, barg einen derben Fuß. Der Jakob spielte nicht für das Dorf und die Straße, sondern saß halb abgewendet und geigte irgendwohin in die grünen Matten hinab oder an die hohen Berge hinauf. Eine herrliche Sonntagssonne stand wie eine goldene Glocke am Himmel, ließ Strahlen über alle Wölbungen seines Blaus fließen, stach aber nicht und brannte nicht. Das Gold vielmehr, das wie Dunst zwischen Himmel und Erde war und das andere, das auf den hohen Bergen lag, über den Matten glänzte und dem Troger-Jakob über den blonden Kopf und die eckigen Schultern floß, war von einer kühlen Reinheit, unter der — wie alle Schönheit besser macht — Gebirg und Dorfhütten zu wachsen schienen und der Troger selbst den Kopf

merklich freier hob. Das Fremde am Bilde des auf der Mauer sitzenden Bauern war die Geige. Die von Aiplen führen ein Jagdgewehr und die Mistgabel, auch das Eisbeil, wenn sie an die Gletscher steigen, die Fidel wüßte keiner anzufassen. Damals aber und schon Jahre und Jahre vorher hatte der Dorflehrer, ein auswärtiger, den Kindern zum Gesang in der Schule auf einer Geige gespielt; von dem hatte Jakob die Lust und die Kunst her. Sein Instrument hatte er sich selber im Tal geholt. Und nun hatte es mit seinem Spiel noch eine besondere Bewandtnis. Vom Lehrer hatte er vor Jahren einige Notenkennntnis übernommen, aber die paar Stücke, die ihn jener lehrte, waren bald auswendig gelernt und andere zu beschaffen, fiel weder ihm noch seinem Schüler, dem Jakob, ein. Während aber der Lehrer seine alten Melodien weiter herabkrazte, war der Jakob allmählich, wenn man so will, aus den Noten herausgewachsen und unversehens flossen ihm Töne in die Geige, die auf keinem Notenblatt gestanden hatten. Das war, als er gegen die zwanzig rückte. Wie viele im Lande herum die Handharmonika spielten und aus dem Stegreif die Tanzmusik für die Kirchweih zusammenimprovisierten, so lernte der Jakob auf der Geige für die von Aiplen zum Tanz spielen oder in der Kirche den Gesang einer heiligen Messe mehr oder weniger melodiös nach seinem Gusto begleiten. Als er aber über die Zwanzig hinauskam oder als allmählich weiß der Himmel was für eine innere Reife über ihn kam, begann sein Instrument, das ihm bislang zwar ein unterhaltendes Spiel aber doch eine manchmal „verleidige“ Sache gewesen war, ihm anzuwachsen und schloß er eine große Freundschaft mit dem wenig wertvollen Holz. Er spielte jetzt weniger zum Besten der andern, sondern mehr zur eigenen Freude, in einer sternlosen Nacht in dunkler Kammer — oben am Gaishang, wenn die Berge glühten oder unter einer Sonntagssonne wie heute. Aus der Nachtstille, dem Bergrot und der kühlen Reinheit des Tages — aus derlei Dingen mochte es sein, daß die Musik herkam, die dem Jakob ins Herz und von da in die Geige floß.

Es waren manchmal sonderbare Töne.

„Herrgott, hör' endlich auf mit deinem Kraxen,“ hatte der alte Troger, sein Vater bis zu seinem kürzlichen Tode manchmal und manchmal gekreist.

„Herrgott, spiel doch einen Tanz oder ein Lied — nicht solch' verdammtes Kauderwelsch“ verlangten von ihm die Bauern, wenn sie ihn hörten.

Aber ob er nun dem Vater zu lieb aufhörte oder den Aiplern zu Gefallen dem Lehrer seine Lieder herabgeigte, beim nächsten Alleinsein kam wieder die Eigenmusik aus ihm herauf. Da er sonst unter ihnen umherging wie jeder andere, den Mist- und Streuekorb auf dem Rücken trug, ins Holz und Wildheuhfuhr und das Vieh besorgte, so fanden die von Aiplen nichts besonderes an ihm und wurden nicht gewahr, daß mit dem Troger-Jakob eigentlich in ihrer Mitte eine sonderbare Pflanze aufschöß. Die Dorfgedanken sammelten sich zum ersten Mal auf ihm, als sein Vater starb und er, da seine Mutter schon ein Duzend Jahre tot war, als der einzige in dem Haus an der Brücke zurück blieb.

Eigentlich allein blieb er in den Augen der Leute nicht, sondern hatte eine feine Gesellschaft in einer kleinen Anzahl Gülden, die in seines Vaters Truhe lagen. Dank diesen vergilbten Papieren brauchte der Jakob sich nicht in Taglohn zu verdingen, mußte im Sommer keine Führerdienste tun, kurz, brauchte er nicht auf Geldverdienen auszugehen, wenn er anders nicht wollte. Freilich reichten seine Zinsen nicht zu Üppigkeiten hin, aber es war in Aplen doch schon ein Großes, einen wie den Troger da sitzen zu sehen, der sein Vieh hegen und gemächlich und müßig den Tag hingehn sehen konnte, ohne daß der Dorfweibel Hunger an die Thür klopfte. So fanden also die Gedanken derer von Aplen sich auf dem Jakob zusammen, als der in das Erbe seines Vaters rückte. Als er aber an jenem Sonntag auf der Mauer saß und fidelte, lag der Vater just vierzehn Tage erst im Grab und es war deshalb nicht verwunderlich, daß hie und da Mann, Weib oder Kind in der Dorfgasse auftauchte, einen Augenblick still stand und den geigenden Erben eingehender als sonst betrachtete und über ihn nachsannen. Allmählich sammelten sich auch ein paar Kinder auf einen Haufen, drückten sich näher und stellten sich in einen Halbkreis um den Jakob herum. Der kümmerte sich nicht um sie und achtete nicht einmal darauf, als des Sternewirts Seppli, ein dunkelhaariger aufgeweckter Bub, sich neben ihm über die Mauer lehnte und ihm von unten herauf breit lachend ins Gesicht guckte. Nicht daß der Jakob nun etwa eine Andacht im Gesicht gehabt hätte, wie sie den musizierenden Engeln auf manchen Bildern mehr oder weniger glücklich in die Züge gemalt ist. Er mochte kaum einen viel andern Ausdruck haben, wenn er mit dem gefüllten Rückenkorb auf sein Eigenland hinausschritt; aber das Gesicht war schon eineweg anders als andere. Der Jakob hatte eine feine gerade scharfe Nase, ein eigentliches Kunstwerk von einer solchen, hagere Wangen und eine schmale, braune, an den Rändern glänzend weiße Stirn. Bart und Schnurrbart waren jung, dunkelblond und dünn. Der Bart lief spitz zu, sah aber, weil er nicht so geschnitten sondern gewachsen war, zerzaust aus. Das Haar hätte auch ein paar Scheerenschnitte vertragen; es streifte am Nacken mit den Spizen den ungestärkten groben Hemdkragen. Die hellbraunen Augen, die durch lange Wimpern in die Helle schauten, glänzten eigentümlich.

Der Bub, der Seppli, als der andere sich nicht um ihn kümmerte, bekam den Spaß satt und zog sich zurück. Er stellte sich in die Reihe der übrigen, drehte sich der Straße zu und gab um des Jakobs Spiel nichts weiter. Dann bekamen seine Augen andere Arbeit. In der Dorfgasse tauchte ein mit zwei Pferden bespannter Wagen auf, auf dessen Bock ein einheimischer Kutscher, in dessen Innenseite aber vier fremde Reisende saßen. Der Wagen fuhr langsam daher, bergzu gewandt. Der Kutscher ließ den Pferden die Zügel frei. Die Wageninsassen, ein Herr und drei Damen, lehnten in den Polstern und sahen still in den klaren Tag. Als sie die letzten Häuser erreichten, trug ihnen der Wind die Geigentöne zu. Eine der Damen sprach etwas zu ihren Begleitern und der Herr legte aufstehend dem Kutscher die Hand auf die Achsel und ließ

anhalten. Unweit der Stelle, wo der Troger-Jakob saß, blieb der Wagen stehen, der geigende Bauer aber hörte nicht oder ließ in der Straße gehen, was wollte und spielte weiter. Erst das Richern der Kinder, die inne wurden, wie die Fremden dem Troger lauschten und sich an dessen Unbekümmertheit ergötzten, veranlaßte ihn, sich umzusehen. Er senkte den Bogen, ließ langsam das aufgestützte Bein zu Boden gleiten und klemmte sein Instrument unter den linken Arm. In seine Backen stieg das Blut. Inzwischen hatte sich hinter dem Wagen mehr neugieriges Volk gesammelt. Männer und Weiber. Ein Gaffer zog den andern nach. Sie konnten das Gespräch hören und verstehen, das die Fremden in deutscher Sprache führten.

„Schade“, sagte die junge Dame, die zuerst gesprochen hatte, als der Troger nicht weiterspielte.

„Die Töne paßten sonderbar in den wundervollen Tag“, meinte eine der andern.

„Ein außerordentliches Spiel“, fügte die dritte hinzu. Der Herr aber stieg aus und ging zu dem Jakob hinüber, der im Begriff war, nach seinem Hause sich hinüberzuwenden.

„Sie haben entschieden Talent“, hörten die von Alplen den Fremden sagen. Schade, daß Sie nicht im Tal wohnen und sich weiter ausbilden lassen können.“

Der Jakob nahm den Hut, der auf der Mauer gelegen hatte, in die Hand und drehte ihn linksch zwischen den langen hagern Fingern. „Mein, Herr“, sagte er lachend, das wäre schon nichts; „das ist für Stadtleute gut.“ Der Fremde tat noch ein paar Fragen, wie er zu der Geige komme, wie er gelernt habe und dergleichen. Dann gab er ihm die Hand und stieg wieder ein. Die Damen winkten dem Jakob zu und sahen ihn mit einer Art Hochachtung an. Die von Alplen konnten noch hören, wie der Fremde wiederholte: „Ein großes Talent hat er — ganz entschieden.“ Es war aber etwas Merkwürdiges, daß einer aus ihrer Mitte von Leuten, die aus der großen, weiten Welt kamen, für etwas Bedeutendes angesehen wurde. Der Haufen derer von Alplen wuchs und als der Wagen in schnellerem Tempo davongerollt war, umstanden Groß und Klein den Jakob, besprachen das, was geschehen war und maßen ihn mit Blicken, in denen ein großes Staunen war. Dabei galt dieses Staunen nicht mehr dem Erben der Gülten, sondern zum ersten Mal dem Geiger, dessen musikalisches „Kauderwelsch“ sie sonst nicht ausstehen konnten.

Der Troger lehnte in seinem dunkeln Sonntagsstaat an der Mauer; sein Gesicht war noch immer rot, aber er lachte. Dabei stand er klozig und schwer wie alle andern da. Diese fingen an, ihn aufzuziehen, weil sie so am ersten über das Gefühl hinwegkamen, daß er etwas mehr sei als sie selber. „Bravo, großer Musikant! Der Teufel, der Teufel, das ist nicht mehr nichts!“

„Geh doch nach Urselen hinab, dich in den Gasthöfen hören lassen“, sagte der Bennet, der Dorfverwalter, einer der angesehensten im Ort, ein langer zäher Mann mit einem bartlosen alten Gesicht.

„Ich wollte, daß ich müßte“, murkte der Jakob zurück.

Im Haufen stehend eiferte gleichzeitig der bleiche, schwarzhaarige Lehrer gegen ein paar neben ihm Stehende gewendet: „Immer habe ich es gesagt, daß er etwas kann, der Troger.“

„Spiel doch,“ forderte ein anderer den Jakob auf.

Da drehten aber zwei alte Bauern der Gruppe den Rücken. Wenn die Musik wieder losging, drückten sie sich. Auch der Sternwirt, der Furrer selbst, ein Baum von einem Menschen, bekam das Gähnen und stampfte, die Hände in den Taschen, hinweg. Der Troger aber machte gar keine Miene, als ob er spielen wollte, machte sich von seiner Mauer los, trat unter die Dörfler, blieb die Antwort nicht schuldig, wenn einer noch stichelte, sah aber allmählich das Gespräch sich anderem zuwenden. Am Ende schob sich der ganze Dörferhaufen dort zwischen die Häuserreihen wieder hinein, wo er herausgekommen war und der Troger schritt unter ihnen und bog nach seinem Hause ab, wie die übrigen, einer nach dem andern, in den ihrigen verschwanden.

\* \* \*

Von dem einen Vorfall ging es aber doch aus, daß die von Alplen zur Erkenntnis kamen, daß der Troger-Jakob kein Alltäglicher war. Wenn einer Beifall klatschte, stimmten leicht ein paar andere ein. Seit die Fremden ihn gerühmt hatten, hatte der Troger unter seinen Dorfgenossen ein paar Bewunderer, die herzuliefen, wenn sie ihn spielen hörten, ihn rühmten, ihn wohl auch da und dort zum Spielen aufforderten. Ihre Zahl wuchs, Mann um Mann, schneckenlangsam, aber sie wuchs. Einer von ihnen war der Dorfverwalter. Der kam einmal mit ein paar Touristen zu reden, die im Dorf sich ausgeruht und gestärkt hatten. Sie rühmten sein Dorf, die Schönheit der Talgegend und als er ihnen im Eifer und in der Freude über ihr Lob noch etwas zu nennen bestrebt war, was ihnen entgangen und ihrer Bewunderung wert wäre, verfiel er auf den Troger und begann dem seine Kunst herauszustreichen. Die jungen Leute, weniger in der Erwartung eines wirklichen Kunstgenusses als im Gedanken, sich einen Spaß zu machen, ließen den Troger zum Sternwirt entbieten und ersuchten ihn zu spielen. Obwohl ein innerlich empfindsamer Mensch, war dieser nicht spröde und scheu, so lange es sich um seine Geige handelte, und tat nach der Fremden Willen, enttäuschte sie angenehm durch das ursprüngliche, ersichtlich aus Eigenem kommende Spiel und riß sie zu lauterem Beifall hin, als sie vielleicht nach Verdienst hätten spenden sollen. Was an diesem Tage geschah, wiederholte sich später. Der Dorfverwalter, seines einen Erfolges mit seinem Schützling gedenk, nahm in dem Sommer noch mehrmals Gelegenheit, den zahlreich einkehrenden Fremden das Spiel des Trogers zu rühmen. Andere folgten seinem Beispiel und so kam es, daß der Troger-Jakob unter den Merkwürdigkeiten von Alplen dem Fremdvolk anfang genannt und gezeigt zu werden. Dabei überkam eine Art Liebe für den aus dem großen Haufen Hervorstechenden die von Alplen, diese Liebe übertrug sich auch auf sein Spiel und mit der

Freude daran wuchs bei manchen eine Art Verständnis für seine Musik heran. So ereignete sich gegen den Herbst hin in Alplen manchmal die große Seltsamkeit, daß die Dörfler — nicht alle, aber doch die Mehrzahl — an Sonntagen, nachdem sie Vormittags wie rechtens der Predigt ihres Kapuziners in der Kirche angewohnt hatten, nachmittags oder abends noch von Händen des Troger-Jakob eine Art Nachgottesdienst genossen. Da hockten sie an dem Hang des Winterbergs, an den das Dorf sich anlehnte und boten eine seltsame Gruppe. Still und fast reglos hockten die meisten; ein Fremder, der unten in der Straße vorbeiging, hätte das schweigsame Volk für aus Stein gehauene Bilder halten können. Der Dorfverwalter, der Bennet, saß da, das nackte Kunzelgesicht in beide Hände gelegt, daß der bleiche, hochgewölbte Schädel, um den nur noch ein kurzer Haarfranz lief, leuchtete. Der Camenzind, der alte Führer, saß ein paar Schritte davon, die Pfeife zwischen den Zähnen, die Helle des Tages voll in dem wetterbraunen Gesicht. Die Augen hingen ihm an den Firnhöhen, wo er seine zweite Heimat hatte. Da kauerte der Pater Benedikt, der Kapuziner und Seelsorger von Alplen, die festen Arme um die Knie gespannt. Sein langer, schöner Bart rieselte in seine braune Kutte hinab und hatte dieselbe sattbraune Farbe, so daß sich schwer unterschied, was Haar und was härenes Kleid war. Weiber saßen dort, jung und alt, schöne und häßliche. Neben ihnen Greise und halbgewachsene Burschen, meist die Pfeife im Munde. Auch ein paar Kinder hatten ihre Plätze zwischen den Erwachsenen. Da und dort lag ein kleiner Barfuß im Lehnengras und staunte an den blauen Himmel hinauf. Die Firne warfen ihr scharfes Licht an die grüne Halde, in harten Linien traten die Umrisse der schweren Gestalten der Alplener aus derselben heraus und die eckigen Schädel der Männer waren wie aus dem Berghang herausgeschnitten. Wie eine Blume stand dazwischen manchmal ein zartes, schmales Weibergesicht.

Aus der Schaar des kauernenden Volkes hob sich die Gestalt des Troger-Jakob, der aufrecht zwischen den Steinen stand. Sein Gewand war das feiertägliche der andern, war dunkelgrau und rauh und roh zugeschnidert. Dürr, braun und fest traten die aufgehobenen Handgelenke aus den durch die eigene Schwere zurückgezogenen Ärmeln. Die Geige hielt er fest unters Kinn gespannt, der dünne, braune Bart floß am Holze nieder und an dem geschnitzten Instrument liegend sah das hagere Gesicht selbst wie scharf und kunstvoll geschnitzt aus. Der Troger, wenn er zu spielen begann, sah nicht mehr, was um ihn war. Seine Lider waren halb über seine Augen gesenkt, aber ihr Blick fuhr doch zwischen den sonderlich langen Wimperhaaren hindurch und ins Weite und schien von einer adlerartigen Schärfe zu sein; denn er sah, was am Himmel und am jenseitigen Berg und oben im Schnee und unten in den Klüften, was in der Straße und was in den Matten sich ereignete. Daß er das alles sah, dafür gab es ein eigentümliches Zeugnis, die Musik seiner Geige. Die rote, leuchtende Wolke, die wie von langsamen, kühlen Winden getrieben durch das Blau des Himmels glitt, die schwere, wetterdunkle Nebelwand, die hinter dem

Rhonestock stand, die Laue, die eben am Rotfirn grollte und das Herdenläuten, das kaum hörbar aus den tiefsten Matten hervorscholl — das war alles in des Trogers Spiel. Der Wind war darin, der an einer zackigen Felswand harfte und — ha — plötzlich — war des Sternwirts Seppeli darin, der unten an der Berglehne im flachen Gras einen Purzelbaum schlug.

Das war nun erst allmählich dem Jakob in die Finger oder ins Herz oder weiß Gott wohinein gekommen, daß das Leben selber aus seinem Spiel heraus klang. In ihn hinein mochte es schon länger getönt haben, aber es scharf und so wieder zurückklingen zu lassen, daß auch ein nicht just scharfsinniger und scharfhöriger Mensch es begriff und verstand, gelang ihm erst Zeit um Zeit. Es wuchs etwas in ihm und wuchs so mächtig, daß er das Großwerden fast an seinem Leibe empfand. Weil er aber fühlte, daß er für das innerliche Drängen und Wachsen einen Ausfluß haben mußte und diesen in seinem Singholz fand, so wurde die Freundschaft zwischen ihm und dieser seiner Geige immer größer; er hatte eine Art Hunger nach seinem Instrument.

Die von Alplen hockten um ihn herum und lauschten. Dann konnte es geschehen, daß ein Mädchen die Hand über die Augen hob, in die roten Wolken sah und dann der Nachbarin das leise Wort hinwarf: „Es ist, als ob er gespielt hätte, wie die da oben vorbeiziehen.“ Oder daß der Kapuziner nickte: „Ja, ja, das ist der Wind, — der Wind ist das!“ Oder daß der Dorfverwalter laut auflachte: „Spielst dem Seppeli zum Radschlagen auf, Jakob?“

Der Jakob ließ sich durch ihre hingeworfenen Bemerkungen nicht groß stören. Er gab wohl da und dort einen kurzen Bescheid, antwortete auch wohl nur durch ein flüchtiges Lächeln, dann spielte er weiter. Aber just darin, wie er nachher fast noch innerlichere und kräftigere Töne aus seiner Geige herausholte, lag der Beweis, daß ihre Reden ihm nicht gleichgültig waren, daß er vielmehr das unbewußte Lob, das darin lag, wohl heraushörte und die Lust an seinem Spiel davon sich speiste wie die Flamme vom Öl. Am Ende brach er plötzlich ab, gleichsam auf dem Gipfel seiner Freude innehaltend, schnaufte hoch auf und nickte den Gemeindegossen von oben herab, ein wenig gnädig fast zu: „So“, sagte er, „fertig für heute.“

Es fiel keinem ein, zu danken, während er sein Instrument in das grüne Tuch schlug. Einer nach dem andern krabbelten sie auf die Beine. „Ja, ja“, sagte hier einer und dort einer. Einer gähnte, der andere stieß einen ihrer schrillen Jauchzer aus, die Weiber ließen meist die Zungen um so eifriger spielen, die so lang hatten ruhen müssen. Darauf stampften sie allmählich hangab, ihren Häusern zu, der Jakob mitten unter ihnen. Auf dem Weg fiel das bißchen Seltsamkeit, das über der schweigenden Gemeinde oben an der Lehne gewesen war, völlig von ihnen ab; sie waren die Alltagsbauern wie nur je. Der Kapuziner schritt nachher an seinem Hause auf und ab, sein Brevier in Händen, die Weiber gingen an ihre häuslichen Pflichten, die Männer machten sich ans Melken. Auch der Jakob besorgte seine Kuh und sein Schmalvieh,

trat mit dem Milchkessel aus dem Stall ins Haus wie jeder andere, kam, die Hemdärmel bis zum Ellbogen aufgekrempelet und barfuß nach einer Weile wieder in die Straße, saß nachher bis zum Zunachten mit anderm Dorfvolk rauchend und politifizierend auf irgend einem Lattenhag oder im Wirtshaus und war im Wesen und Tun ein Bauer wie alle.

Sein Ansehen wuchs aber doch stetig. Sein Ruf klang hinab in die Nachbardörfer, Bekannte luden ihn ein, und es geschah, daß er einige Male in die nächstgelegenen Orte hinabstieg und sich dort hören ließ.

Um diese Zeit war es, daß die Katharina Lombardi in sein Leben kam.

Er saß eines Werktagsabend in seiner Stube unweit des offenen und nach der Dorfgasse gehenden Fensters. Die Aveglocke war eben still geworden, das letzte kleine Erzittern flog noch just über die Hüttendächer hinaus und erlosch ob den Talmatten, da hob des Trogers Geige zu tönen an. In der Dorfgasse war ein sachtcs, zartcs Licht, das auf rissigen hölzernen Fensterimsen als goldener Schimmer ruhte und mit leisem Blinken über braune Wände leuchtete. Der Troger schien gleichsam den entwanderten Aveglockenklang zurückgeholt zu haben und ihn nun in seiner Stube zu hätscheln und wiedertönen zu lassen, jetzt leise, jetzt laut. In der Gasse standen ein paar Mplener still. Es war ohnehin Feierabendzeit und nach und nach trat einer und der andere unter des Jakob niederes Fenster, warf die Arme auf die Brüstung, schaute in die Stube und lauschte. Das ging und kam so, jetzt einer, jetzt ein paar, jetzt ein Mann, jetzt ein paar Weiber. Als der Jakob sich einmal dem Fenster zudrehte, lag just die Kathrine mit den schlanken Armen breit auf dem Brett und schaute herein. Er lachte ihr zu, spielte seine Melodie zu Ende und rückte seinen Stuhl näher ans Fenster. „So, bist auch wieder da?“ fragte er.

„Ja, heute Nachmittag bin ich zurückgekommen,“ antwortete sie.

Die Sternwirtin, ihrer Mutter Schwester, stand in ihrer ganzen Breite hinter ihr und mischte sich jetzt ein. „Gelt, der kann etwas, Trini?“ sagte sie gegen das Mädchen gewandt.

Das sah mit den großen dunkeln Augen den Troger an und sagte: „Sie haben schon unterwegs davon gesprochen, wie du spielen kannst.“

Er zuckte die Schultern, lachte und lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück; es sitzt sich vergnüglich im Sonnenschein des Ruhms.

„Am Sonntag spielt er manchmal fürs ganze Dorf,“ berichtete die redselige Furrerin weiter.

„Das nächste Mal komme ich auch,“ sagte die Kathrine.

Dann wollte der Jakob wissen, wie es der letztern in der Fremde, aus der sie zurückgekehrt war, gefallen hätte und sie kamen auf allerlei andere Dinge zu sprechen. Andere Dörfler traten heran. Ein großes Getratsch gedieh unter des Trogers Fenster. Dabei zog die von Mplen nicht sowohl der Jakob als vielmehr die Kathrine an, die mit sechszehn Jahren fortgegangen und nun erst mit zwanzig wieder ins Dorf gekommen war. Mit einer faulen Anmut ans

Haus lehnend, begrüßte sie diejenigen unter ihnen, die sie seit ihrer Rückkehr noch nicht gesehen hatte, reichte dem und jenem die runde, Arbeitsspuren tragende Hand und legte sich zwischen hinein wieder breit auf's Gesims, dem Jakob Rede und Antwort stehend. Wenn sie den Rücken der Straße zuwendete, spähnten die von Alplen scharf aus, was aus der Verwandten der Sternwirtin, die eine von Alplen zur Mutter und einen Welschen zum Vater hatte, in der Fremde geworden sei. Die Weiber sahen, daß die welsche Art ihr nachging, da sie schmiegsamer von Gestalt aber auch nachlässiger im Gewand war als eine Einheimische und eine Strähne ihres schönen schwarzen Haares unordentlich in Stirn und Wange fallen ließ. Die Männer schleckten heimlich und sahen, daß die Kathrine eine feine und schöne geworden war. Sie war redselig und lustig, auch schlagfertig, wenn eine Neckerei ihr anflog, mochte die nun von außen oder aus der Trogerstube kommen. Wenn sie aber just einmal nicht sprach, sondern nur zuhörend an der Hauswand lehnte, kam jäh ein eigentümlich sinnender Zug in ihr schmales weißes Gesicht. Sie hatte dann etwas bettlerhaftes, mitteleiderregendes an sich, ohne dessen im geringsten bewußt ja ohne des Mitleids irgendwie bedürftig zu sein.

Das Gespräch am Fenster dauerte seine Weile; allmählich, gleich einem ebbenden Wasser schlug es seltener in die Trogerstube hinein, sondern blieb in der Straße und zwischen den Dörflern, verrann dahin und dorthin, wie diese eben sich nachher wieder zu zerstreuen begannen. Mit der Sternwirtin, die nach ihrem jenseits der Straße stehenden Gasthaus hinüberwatschelte, ging eine gute Wortwelle fort. Da sagte auch die Kathrine: „Ja — so muß ich dent' wohl“ und nickte: „Ade, Jakob“ und der Jakob grüßte zurück: „So ade, du!“

Als er aber nachher sich in seine Stube zurückwandte, vergaß er, daß er eigentlich im Spielen gestört worden war, packte seine Geige ein und hatte denselben Gedanken wie die Männer in der Straße, daß sie eine feine, schöne geworden war, die Kathrine Lombardi, fühlte auch ein eigentümliches Interesse an dem Mädchen, um das er sich sonst Zeit seines Lebens nicht gekümmert hatte und sperrte daher auch die Ohren dem weit auf, was in den nächsten Tagen im Dorf von der Kathrine berichtet wurde.

Diese blieb eine Woche lang in aller Munde; denn es geschah selten, daß ein Alpener Kind in die Fremde ging, noch seltener, daß eines wiederkam. Die Alpener bekamen am Schicksal der Kathrine alle Sonnen- und Schattenseiten heraus. In Paris war sie gewesen, das war allbekannt. Auch wußte jeder, daß ihr Vater, der Lombardi, sich von seiner Frau getrennt hatte und seit zwei Jahren irgendwo in Amerika sich herumtrieb. Schließlich mußten sie nicht ein so gutes Tagblatt in Alplen gehabt haben wie die Sternwirtin, wenn sie es nicht hätten erfahren sollen, daß ihre geschiedene Schwester in Paris, die Mutter der Kathrine, sich dort vor einem Jahre mit einem hablichen Gemüsehändler wieder verheiratet hatte. Eine große Neuigkeit außer den kleinen, wo sie gewesen, was sie getrieben, gesehen, gelernt hatte, kam aber erst mit der Kathrine

selber ins Dorf: die, daß diese gar nicht lange, ein — zwei Monate nur und gesundheitshalber zu bleiben gedente, und die andere, daß sie einem jungen Unterländer versprochen sei, den sie in Paris kennen gelernt, der dort Gasthofportier gewesen, seither heimgereist und nun in das Besitztum seines Vaters, einen kleinen Gasthof einer Provinzstadt gekommen sei.

Als diese Tatsache dem Troger-Jakob zu Ohren kam, überkam ihn eine Art Unbehagen, über dessen Ursprung er sich selber nicht klar war. Er ärgerte sich und wußte nicht recht worüber und warum; aber der Ärger verflog auch bald; der Alltag brachte ihn auf andere Gedanken und die Angelegenheit der Kathrine kümmerte ihn schließlich nicht groß. Es war nur sonderbar, daß er am Abend, nachdem er von der Verlobung gehört hatte, zur Geige griff und daß in seinem Spiel an eben diesem Abend etwas klaghaftes war.

\*

\*

Der Kathrine Lombardi, die mit dem Lärm der Weltstadt in den Ohren in die Bergtotenstille kam, war diese Stille anfangs wohlthätig, allmählich aber vermißte sie nicht sowohl den Stadtlärm als die mancherlei Unterhaltung, die in dem lärmigen Leben gelegen hatte. „Jesses, wie auf einem Kirchhofe ist es da oben,“ sagte sie bald, gähnte, da sie keine Arbeit hatte, viel herum und sprach gern davon, daß Peter, ihr Verlobter, lange Zeit habe und sie vielleicht früher wieder fortreisen werde, als ausgemacht gewesen sei. Auf der Suche nach Zeitvertreib kam sie dazu, der Alplener Merkwürdigkeit, dem Troger-Jakob ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, sie lief gern hinzu, wenn sie seine Geige hörte, saß einmal mit an der Winterberglehne, als der Jakob einen seiner schon seltener werdenden Musikgottesdienste hielt, aber sie fand, daß der Geiger auch ohne sein Instrument ein ganz unterhaltlicher Mensch sei, stand daher gerne bei ihm unter Haustür oder am Stall, ließ sich von ihm sein bißchen Lebenslauf erzählen, tanzte einmal mit ihm, als eine im „Stern“ rastende fünfköpfige Wandermusikantenbande dazu Anlaß gab und erklärte der Base, der Furrerin, auf Befragen, warum sie so häufig bei dem Troger stecke, achselzuckend: „Bah, sie wolle dann noch nicht vor Langweile umkommen, da in Alplen.“

Der Troger war kein Heißblütiger, eher ein Langsamer, dachte nicht daran, daß aus der allmählich sich entwickelnden Kameradschaft mit der Kathrine etwas anderes kommen könnte, und hatte nie den Einfall, den Kiegel, der ihm durch des Mädchens Verlobung vorgeschoben war, einmal zurückzuschieben; aber er ließ sich die Nähe der Kathrine als etwas Schönes, Feiertägliches mit stillem Wohlbehagen gefallen und wußte nicht, daß die daran schuld war, wenn ihm an manchen Tagen schwer und heimwehhaft zu Mute war, wußte nur, daß er seine andere Kameradin, die Geige, darob immer lieber gewann und daß das kluge Holz das alles sagen konnte, was ihn drückte und was er doch nicht in Worten herausgebracht hätte. Der Bennet, der Dorfverwalter, der vielleicht derjenige war, der in Alplen am meisten Kunstverständnis besaß und der wenigstens den Jakob immer gerne gemocht hatte, sagte in diesen Tagen, als

er den Geiger einmal unbemerkt belauscht hatte, von ihm: „Jetzt das ist schon mächtig, wie der spielt, anfangs, der Jakob!“ und er wischte sich eine unmerkliche Feuchte aus den alten Augen nachher.

Da kam nun für die beiden, für den Jakob und die Kathrine, ein bedeutsamer Abend. Der Jakob saß auf der Mauer an der Bergstraße, wie er oftmals tat, und staunte ohne große Gedanken, vielleicht mit einem Wohlgefühl, wie der Feierabend es jedem Arbeiter gibt, in die weiten Matten hinab. Es war hier außen früh still. Bergwärts zog niemand mehr und das Leben von Alplen ebhte zurück ins Dorf. Unter den Haustüren mochten dort noch ein paar Bäuerinnen sitzen und ein paar Bauern im Wirtshaus, daheraus strich keiner mehr. Der Jakob rauchte eine Pfeife. Als sie auf die Neige ging, war auch der Tag zu Ende. Über den Bach, der tief unten die Matte durchzog, stand ein weißer gespenstischer Dunst, der in unruhiger Bewegung bachaufwärts strich, sich hob und senkte, einte und trennte, daß es sich manchmal ansah, als wolle ein Zug stiller Gestalten zum Ursprung des Bergbaches, dem Gletscher hinauf. Als nun dem Jakob mit der Pfeife die Beschäftigung ausging, hätte er eigentlich heimgehen können, allein die Luft war warm und ruhig; es saß sich besser da außen als in der dumpfen niedern Stube und überdies sah der Troger etwas, auf das er bisher noch nie geachtet hatte, daß sein Tal um diese Wandelzeit vom Tag zur Nacht ein eigentümliches Leben hatte. Es wurde ihm sonderbar zu Mut, fast unheimlich, als gingen Geister um. Die Matten zu seinen Füßen versanken immer mehr in Dunkelheit, die wandernden Dünste wurden undeutlicher und waren nur noch wie dünner Rauch; dann verschwanden sie ganz. Je mehr aber, was in der Tiefe war, von der unhörbar schreitenden Nacht ausgelöscht wurde, desto näher und schärfer traten der Himmel und die Berge, die ihn trugen vor das Auge. Der Himmel war graublau und von einem innerlichen Silberschein durchleuchtet, an den Bergen war es, als ob sie plump und schwer und langsam, aber mit Furcht erregender Wucht sich dehnten und wüchsen, die weißen Häupter höher und steifer in den Himmel reckten und ihre breite Brust schwellend vortrete. Dem Jakob schienen die Felsen nah wie nie. An diese nahen und schweren Bergglieder hinüber spähend, schrak er zusammen, als ein leiser Schritt in seinem Rücken sich näherte und die Kathrine neben ihn trat.

„Haha, ich habe doch gedacht, Du siehst es,“ lachte sie. „Von meinem Fenster aus habe ich Dich da sitzen sehen.“

Sie schwang sich auf die Mauer, sodaß sie ihm gegenüber saß. „Es wird eine schöne Nacht,“ sagte sie.

Er hob den Arm und deutete durch das Flußtal hinauf, wo die Berge zurücktraten und scheinbar niedriger waren, aber nur weil sie ferner standen. Dort blitzte aus einer Lücke ein blauweißes Feuer, zuerst nur sterngroß, aber an Größe und Klarheit rasch wachsend. (Schluß folgt.)